

Nachdruck verboten.

Der Ankenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

„Und siehst Du, Vene,“ fuhr Richard fort, „da draußen tauchen wir unter! Wir gehen für ein Weilschen wie aus der Welt. Es wird eine Art Martyrium für uns sein, Vene. Aber eines Tages — wenn das Alter des Kindes nicht mehr so nachweisbar ist, gehen wir zurück unter die Menschen. Das hab ich mir alles wohlweislich überlegt.“

Sie nickte, still und verständig, wie es ihre Art war. All die wilden, fremden, quälenden Gefühle, die sie während des Wartens im Amtshause überfallen hatten wie eine Krankheit, wichen hier im heimischen Walde wieder von ihr. Sie ging ruhig und fest neben ihm.

Und eine starke Freudigkeit kam über ihn, eine helle, hohe Freude, sein Schicksal in die Hand zu nehmen und sicher durch die Klippen zu steuern. „Vertrau mir nur, Vene,“ sagte er herzlich.

Aus der Ferne stahl sich jetzt das dumpfe Rollen eines Wagens. Sie gingen im dicken Nebel tastend und sicher bergan. Ein paar Schritte vor ihnen war alles wie weggeschöpft, ein leeres, totes, weißes Nichts, aus dem sacht Baum an Baum auftauchte, triefend, schwarz und rissig — oder grünbewachsene Felsblöcke, Unterholz, Strauchwerk mit roten und blau behauchten Früchten, zusammengerollte braune Farne, abgeblühte Blumenschäfte.

Die Luft wurde scharf und schneidend hier oben in der Brockenmähne.

Nicht lange, so klang das Rollen deutlicher.

Sie hörten das Schnauben der Pferde. Der Hengst wieherte hell und fröhlich. Die eisenbeschlagenen Hufe klapperten scharf auf dem Boden, und auf einmal tauchten die beiden braunen Pferdeköpfe, die glänzenden Leiber hinter ihnen auf.

„Geda!“ rief Richard, zur Seite tretend.

„Geda! Alle Teufel!“ schrie der Oberförster, die Gängel parierend. „Hab' ich Euch?“

Jochen kletterte vom hohen Bock herab, öffnete mit seinem pfiffigen Schmunzeln den Schlag, und sie stiegen in das leichte Wägelchen.

Der Weg bog jetzt von der großen Fahrstraße ab und führte steiler bergauf zur Drosselburg. Langsam und bedächtig, voll Behagen schnaubend und mit den langen Schweifen die Schenkel klatschend, kletterten die Braumen ihrem Stalle zu.

Jetzt begann der Nebel unter ihnen zu bleiben. In der Tiefe ballten sich weiße Wolken. Vor ihnen aber drängten sich immer schärfer, kräftiger, lebensvoller die dunkelgrünen Umrisse der Lannen hervor. Die Luft war klar und dünn, der Himmel von einem zarten, silberigen Blau. Sie blickten auf die Baumwipfel hinab, und Berg an Berg tauchte in schweigender, feierlicher Erhabenheit, in der Ferne zum duftigen Violett erblässhend, aus den Nebeln auf.

Und plötzlich, bei einer Biegung des Weges, lag der Brocken vor ihnen, so klar, so wunderbar nah, als könnten sie mit einem mächtigen Sprunge sich hinüber schwingen. Die Sonne glühte in den langen Fensterreihen des Hauses. In den Vertiefungen, zwischen Gestein und Zwergholz, lag noch weißleuchtender Schnee. Aber man fühlte schon, daß der Frühling nicht weit war.

„Wir sind oben,“ sagte Richard und drückte sein junges Weib an sich. Sie atmeten tief. Die reine, leichte, kalte Höhenluft drang in ihre Brust. Einen Augenblick später hielt der Wagen vor der hochzeitlich mit Lannengewinden geschmückten Drosselburg.

Da droben verlebten sie einen seltsam stillen, feierlichen Hochzeitstag.

Es war einer von den Tagen, die sich unauslöschlich ins Leben graben. Ein Höhentag, an dem das Gesetz der Erden schwere aufgehoben und die Seele frei geworden zu sein

scheint vom Ballast der Alltagswelt. Ein Höhentag auf Bargeshöhe.

Ein wunderliches Nest, die Drosselburg.

Alles alt, das Haus, die Geräte, die Menschen, die Tiere. Aber alles urgesund, wohlgehalten, tüchtig, brauchbar, in seiner Art ein Original.

Der „verrückte“ Bodenstein an der Spitze. Ein Mensch, lang und fein, zäh und klapperig, aber mit dem Feuer ewiger Jugendlichkeit.

Seine Frau war das drolligste, rundeste, herzlichste Waldweibchen, das seine Eigenart ungestört nach allen Richtungen da oben hatte auswachsen können. Von unerlöschlicher Heiterkeit, flink und beweglich wie ein Eichhägen, witzig, ohne zu verletzen, gastfrei bis zur Verschwendung. Die kleine Hochzeitstafel bewies es.

Jochen servierte anfänglich in weißen Baumwollhandschuhen, stumm und feierlich. Je öfter er aber in der Küche mit der alten „Ajuste“, der Köchin, auf „Frollans“ Wohl getrunken, desto vollkommener emancipierte er sich von der unbequemen Rolle. Beim Fisch entledigte er sich schon der weißen Handschuhe. Beim Braten warf er ab und zu eine seiner trockenen Bemerkungen ins Gespräch. Und zuletzt schnadte er treuherzig mit, wie er's seit dreißig Jahren in diesem Haushalt gewöhnt war. Er gehörte ja ebensogut zur „Familie“, wie Frollan und Frollans neuer Ehemann.

Richard war wie in eine andre Welt versetzt.

Das war alles so gesund, einfach, vernünftig.

Der alte Reichsfürherr, der seinen Diener wie einen Menschen behandelte; die vornehme kleine Frau, die ihrem Fräulein die Hochzeit ausrichtete, als wär's ihre Tochter!

Und nun die Vene selbst! Die „schwarze“ Vene!

Er konnte die Augen nicht von ihr lassen. In ihrem schwarzseidenen Kleide erschien sie so blaß und fein. Das Gesicht so durchsichtig einfach, so wahr und klar — durch einen leisen Leidenszug vertieft. Ein Hauch darüber, wie auf der reifen Frucht.

Die bräunliche Haut zu dem nachtdunklen Haar, die weichen, sammetschwarzen Vogelaugen — alles von einem fremdartigen, seltsam süßen Reiz.

Drumten in der Stadt die Mädchen, Kokette Püppchen, niedlich und gepußt, kein Zug echt, groß, natürlich. Und alles so gekünstelt, die Verhältnisse, die Redeweise, das ganze Gehabe und Gethue. Es hatte ihn, den mit aller klassischen Bildung ausgerüsteten Kulturmenschen, immer wieder zu dem stillen Naturkinde geführt, das seinen Weg so fest, ruhig und sicher ging, wie ein Kind an der Hand seiner Mutter.

Wenn er sie ansah, jubelte und stürmte die lange unterdrückte Leidenschaft in ihm auf.

Hochzeit! Sie war nun sein. Er drückte ihr manchmal verstoßen die Hand. Dann fühlte sie das klopfende Blut in seinen Fingern, und ihre blassen Wangen flammten auf.

Sie blieb still und einsilbig, wie einer, dem sein großes Glück schwer wie eine Last auf den Schultern liegt.

Jochen hatte sich offenbar schon lange den Kopf zerbrochen. So eine Art Braut hatte er noch nicht gesehen.

Jetzt schien des Rätsels Lösung in seinem Kopfe aufzudämmern. Er stellte die Konjektschale, die er eben herumreichen wollte, auf ihren Unterjoch zurück und brummte: „Schlag Gott den Teibel dot! Unser Frollan — was jetzt Frau Doktern is — die wird uns das Heimweh kriegen!“

„Die?“ lachte Bodenstein. „Dummer Kerl! Die macht drei Kreuze hinter der Drosselburg, wenn die mit ihrem neugebackenen Ehemann erst im Untenreul sitzt.“

„Fu! Teibel,“ sagte Jochen offenerzig, „bei die Unken, da is es nich schön. Da kommen Sie man stantepede retour, Frollan, wenn Sie't mit's Heimweh kriegen.“

Alles lachte über diese treuherzige Einladung, die Jochen so ganz auf eigne Faust machte.

„Om“, meinte Bodenstein etwas bedenklich, „leicht wird Dir's nicht werden, Vene. Hast Dein Lebtag Vergluff geschnappt. — Und nu der Sumpfgestalt — und das Getrabbel von dem Krötenvott —“

„Hoho, Herr Oberförster,“ lachte Richard, „bei uns giebt's keine!“

„Nicht?“ Bodenstein sprühte von Sarkasmus. „Berchtester, die sind überall!“

„Frau von Bodenstein machte ihre kleinen, lustigen Dienerrchen nach rechts und links, tippte Richard und Lenen verstoßen auf den Armel und zwinkerte schlaui: „Jetzt kommt's nämlich!“

„Das ganze Nest.“ Bodenstein schlug sich aufs magere Knie, „sämtliche Nester der Welt, große und kleine, London und Schöppensiedt — Unfenteiche! Da wißt Ihr's!“

„Gaha!“ kicherte die kleine alte Dame und hielt sich die Serviette vor den Mund, „so ein Berggeist! Was nicht dreitausend Meter überm Meeresspiegel lebt — gett, Alter, das ist Sumpfvoll?“

„Zawohl!“ schrie Bodenstein und seine blaßblauen Augen unter den schneeweißen Brauen funkelten in grimmiger Lustigkeit. „Mich kriegen keine zehn Pferde mehr in das Gebirg und Gewirbel rein! Phui! — Wie sagt der Dichter? Der wahre Mensch muß fern von Menschen —“

„Entschuldigen Sie, Herr von Bodenstein, aber darüber bin ich —“

„Entgegengesetzter Ansicht. Natürlich. Jung und alt — haha! Werden Sie achtundsiebzig Jahr —“

„Der wahre Mensch, nämlich der's Herz auf'm rechten Fleck hat und sieht, wo seine Brüder der Schuh drückt, der soll sich nicht einsam irgendwo auf nen Berggipfel setzen —“

„Da hast Du's, Alter,“ lachte Frau von Bodenstein.

„... Wenn's nicht von Amts wegen geschieht, wie bei Ihnen, Herr Oberförster. Sondern mitten unter den armen Kerlen sitzen bleiben und probieren, ihnen neues, derbes, bequemes Schuhwerk zu machen.“

„Gaha, Doktor! Probieren Sie's nur! — Als wenn's denen nicht sawohl wäre in den alten Drecktretern! Als wenn sie nicht die Reformschuster von jeher als ihre schlimmsten Feinde geköpft und verbrannt hätten. Ja, die Glückschuster, die mit kleinen Mitteln kommen, mit Niesern, Klappen, neuen Absätzen, die stehen bei ihnen in Ansehen! Wollen Sie so einer werden? Prostemaßzeit! Ich hab's auch mal probiert, als ich noch jung und dünn genug war —“

„Bodenstein,“ lachte das kleine Weibchen mit einer entwaffnenden, streichelnden Handbewegung, „verstell Dich doch nicht, Du unverbesserlicher — Menschenfreund!“

„Zum Teufel, Alte, Menschenfreund? — Das ist geschimpft. Der Freund der Borniertheit, des Egoismus, der nicht über die eigne Nase hinwegsehen kann?“

„Ich glaube,“ warf Jochen mit der objektiven Ruhe einer Pythia ein, „die ganze Bagaß da unten könnt 'n Herrn Oberförster gestohlen werden.“

„Da hast Ihr's!“ schrie Bodenstein triumphierend, „der kennt mich. Hat's miterlebt, wie das Philisterpack gegen mich zu Felde gezogen ist, dreißig Jahre lang. Den „verrückten Bodenstein“ nennen sie mich. Warum? Weil ich auch mal für was andres stimmte, als den nackten, blanken Nutzen! Weil ich nicht dulden wollte daß die Sebastianskapelle, das wundervollste Bauwerk, das wir haben — eine Perle der Frühgotik — als Spritzenhaus benutzt und in Grund und Boden verdorben wurde! Weil ich eine Volksbibliothek schaffen wollte und mal ein Weib, das aus Hunger gestohlen hatte, ihrer mörderischen Lynchjustiz entriß. Weil ich ihre blödsinnigen Zänkereien nicht mitmachte, sondern darüber lachte. Weil — nun, kurz und gut: darum! Und so ist mir's Bessermvollen vergangen — an den Leuten da unten wenigstens. Hab' mich dafür mit allen Kräften auf meine Bäume geworfen. Sehn Sie, das lohnt, das ist dankbar! Nicht bloß auf heut und morgen arbeiten, sondern für andre Generationen — eine neue veredelte Rasse. Geduld haben, bescheiden sein! Sehen Sie, Doktor, da lebt man schon gleichsam voraus. Das bißchen Geknurre schrumpft ein. Statt der Einzelheiten sieht man Gruppen, Massen — mit einem Wort: Unfenteiche!“ schloß er und schlug auf den Tisch.

Das alte heitere Frauchen neckte ihn: „Was hast Du bloß mit den harmlosen Vießterchen vor?“

„Harmlos!“ schrie er erboßt. „Ja, e i n e allein, die trittst Du mit dem Fuß zu Brei. Aber so ein ganzer Reich voll —“ Er schüttelte sich. „Habs mal als Kind erlebt,“ murmelte er, wie von einem Schauer gepackt. „Kopfüber hinein. Alles über mich her. Das Zappeln! Die ekelhaften, gelbbäuchigen, warzigen Kröten! Und bei jedem Versuch emporzukommen — immer tiefer hinein in das Krötenvolk! Das Entsetzen — der Ekel — nie vergeß ich's!“ Sein frischgejährt Gesicht war noch in der Erinnerung erbläßt.

Richard lief ein leiser Schauer den Rücken entlang, als Tröcke ihm das ekle Sumpfvoll schon über den warmen Leib. Vielleicht bin ich auch schon mit einem Fuß drin, dachte er. Die Dununen, deren Verstand nicht über ihre Nase reicht, sind vereint eine tödliche Macht. Die meine Richter?

Er sprang auf, von Zorn und Empörung getrieben. Philisterpack! dachte er und blickte so wild um sich, daß Bodenstein lachte.

„Ihnen thun sie nicht, Doktor. Sie werden sich ja hüten und Ihnen ins Gehege kommen. Und nun —“ er blickte nach der altertümlichen hohen Standuhr, die eben zum Schlagen ansetzte — „die Herrschaften werden mich entschuldigen. 's ist meine Zeit. Wenn ich's verpasse, lieg' ich die ganze Nacht wach.“

Er zündete ein Licht an und ging hinaus. Auch Frau von Bodenstein hatte draußen mit den Dienstreuten noch zu thun und wollte auf keinen Fall erlauben, daß Lene heut etwas anrühre.

Sie waren allein.

Bergehen alle Sorgen vor und hinter ihnen. Sie lebten, sie liebten sich, sie gehörten einander.

Die volle Seligkeit des sicheren Besitzes überkam sie.

Er umschlang sie und führte sie die alte dunkelgebräunte, mit Lammengewinden bekränzte Treppe empor, die leise knarrte unter der Last ihres bräutlichen Glücks.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Berliner Ritualmordprozesse der Vergangenheit.

In dem gegenwärtig sich hier von einem Tag zum andern schleppenden gerichtlichen Nachspiel der Königer Mordaffäre ist eigentlich über Mangel an Stoff für die Verhandlungen nicht zu klagen. Man darf sich aber doch den Laut wenigstens der beklagten Partei zu verdienen hoffen durch Anschleifen ganz neuen Materials: wenigstens ist davon bisher in den Verhandlungen nicht die Rede gewesen, ob schon sie im übrigen aus dem hundertsten ins tausendste gehen. Und doch stellt der Berliner Ritualmordprozeß, der im folgenden wieder ausgegraben werden soll, ein prächtiges Reiqigebündel dar für jenen Scheiterhaufen, auf dem unsere Antisemiten das Judentum so gerne verbrennen möchten. Denn hier haben wir eine Reihe gerichtlich erwiesener und abgeurteilter Ritualmorde und Ritualmörder, sind doch die Delinquenten auf Grund eigenen Eingeständnisses verdonnert und hingerichtet worden. Wer trotzdem aus angeborener Zweifelsucht an die Wirklichkeit der Blutmordgeschichte nicht glauben will, der wird sie immerhin als ein Bild märtyrischer Sitten und Meinungen vor vier Jahrhunderten zu werten wissen.

Dieser Berliner Ritualmordprozeß von 1510 ist so eng mit einer andern, nahe verwandten Affaire verknüpft, daß er nicht losgelöst von der letzteren betrachtet werden kann. Bei dieser Sache, die mit dem Blutmord in so nahem Zusammenhang steht, handelt es sich um eine andere Beschuldigung gegen die Juden, die seit den Zeiten der ersten großen Judenverfolgungen im Zeitalter der Kreuzzüge gewöhnlich gemeinjam mit der des Schladens von Christenblinden zur Verwendung des Bluts beim nächtlichen Gottesdienst des Passahfestes auftritt: um das — mit Heine im „Rabbi von Bacherach“ zu sprechen — „läppische, in Chroniken und Legenden bis zum Ekel oft wiederholte Märchen, daß die Juden geweihte Hostien stahlen, die sie mit Messern durchstachen, bis das Blut herauslief.“ In Berlin aber sind die Juden 1510, wie des Ritualmordes so auch der Hostienentweihung durch ihr eignes Geständnis überführt worden: freilich wird, wer von modernen Ideen angekränkt ist, möglicherweise an den prozessualen Mitteln Anstoß nehmen, deren jene romantische Zeit sich bediente, um ein Geständnis herbeizuführen.

Der Keim, aus dem sich die Sache nachher zu so stattlichen Dimensionen entwickelte, war recht unscheinbar. Am Mittwoch nach Lichtmeß — 6. Februar — 1510 geschah in der Kirche des Dorfes Knobloch bei Klauen ein Einbruch, bei dem eine kupferne, überfilberte Monstranz mit zwei geweihten Hostien ver schwand. Bei der sofort vom regierenden brandenburgischen Kurfürsten Joachim I. angeordneten energischen Nachforschung nach dem Diebe lenkte sich der Verdacht alsbald auf einen christlichen Kesselflicker aus Bernau, Namens Paul Fromm. Sein Verächwinden aus Bernau nach der That war aufgefallen, am Thortor hatte sich ein Lötkolben vorgefunden, der ihm gehörte, in der Nähe seiner Bernauer Wohnung, wovon er direkt nach dem Einbruch noch einmal zurückgekehrt war, entdeckte man im Stadtgraben Teile der gestohlenen Monstranz, und was der belastenden Momente mehr waren. Die Verfolgung des mutmaßlichen Sünders blieb ergebnislos, bis es ihn selber nach seiner Heimat zurückzog: den 2. Juni wurde er in Bernau verhaftet. Er machte auch weiter gar keine Sperenzen, sondern gestand den Einbruch ohne weiteres ein. Was die Hostien anging, so erklärte er, sie gegeben zu haben.

Man könnte denken, dies Ergebnis der Voruntersuchung habe keinen erheblichen Punkt mehr im Dunkeln gelassen. Dieser voreiligen

Meinung war aber nicht der gefährte Herr, an den die Betreibung der Sache nun überging. Das Verbrechen war im Sprengel des Bischofs von Brandenburg geschehen, und dieser kirchliche Würdenträger war daher für die Beurteilung des Falles zuständig. Er betraute mit seiner Vertretung den Stifftsherrn Heinrich von Weßschitz, der mit Eifer und Scharfsinn an seine Aufgabe herantrat. Ausgehend von der Erwägung, daß den Fromm doch nicht die kupferne Monstranz glockt haben könne, schloß er, daß die mitentwendeten Hostien das eigentliche Objekt des Einbruchs gewesen sein müßten. Da die Hostien aber für Fromm selber keinen Wert hätten, so müßte er im Auftrag anderer gehandelt haben, natürlich der Juden, die ja allgemeiner Ueberzeugung zufolge gerne damit Hofuspotus trieben: noch vor achtzehn Jahren hatte dieserhalb im mecklenburgischen Sternberg ein Prozeß stattgefunden, der von nun ab das Vorbild in dem Verfahren von 1510 abgab.

Um Fromm zu einer demgemäßen Verächtigung und Verbollständigung seines Bekenntnisses zu veranlassen, griff Herr von Weßschitz dazu, ihn der Folter zu unterwerfen. Der Erfolg war überraschend. In der „Rein“ räumte Fromm ein, daß er nur die eine Hostie zu sich genommen, auf freiem Felde bei dem Dorfe Staden, da sei es stockfinster um ihn geworden, und er habe eine Stunde lang nicht von der Stelle gekonnt. Die andre Hostie aber habe er für 9 märkische Groschen an den Juden Salomo in Spandau verkauft. Damit war der geistliche Herr auf dem graden Wege zur Enthüllung des vorausgesehenen Komplotts und meldete triumphierend das Ergebnis seiner Thätigkeit an den Kurfürsten nach Berlin.

Der Kurfürst war in diesem Falle mit sich selbst im Widerstreit. Die Stände, Junker wie Städte, hatten schon immer von ihm verlangt, die wegen ihrer Geldgeschäfte verhassten Juden aus dem Lande zu vertreiben. Er aber hatte sich immer geirraut, weil er von den Juden erhebliche Schuttgelder einheimste. Ueber das finanzielle Interesse gewann aber nun der katholische Eifer des Kurfürsten die Oberhand; die durch Weßschitz eingeschlagene Richtung wurde energisch weiter verfolgt. Zunächst ließ Joachim den Fromm aus Bernau und den durch ihn beschuldigten Salomo aus Spandau nach Berlin bringen und hier beide konfrontieren. Da gestand dann Salomo auf der Folter, die Hostie gekauft und mit Messern gestochen zu haben, wobei sie in drei Stücke gesprungen sei. Eins davon habe er zu essen versucht, aber nicht vermocht. Da habe er es in einen Weigenteil mit klarem Wasser gedrückt. Obwohl dieser Teig zu seinem Schreck blutrot geworden sei, habe er eine Mazze daraus gebacken, wobei er im Ofen einen schönen Lichtglanz und über dem Kuchen zweimal ein säuerliches Keines Kind gesehen habe. Den Kuchen mit dem einen Stück habe er in der Synagoge zu Spandau aufgehängt. Die beiden andern habe er, das eine an den Juden Jakob durch dessen Sohn Samuel nach Brandenburg, das andere durch Salomo Heller an den Juden Marcus nach Stendal geschickt.

Auf diese sensationellen Enthüllungen hin griff der Kurfürst zu der radikalsten Maßregel, die Festnahme sämtlicher Juden in seinem Lande zu befehlen, was freilich nicht von allen Magistraten so buchstäblich ausgeführt wurde. Die Zahl der Verdächtigen wurde inzwischen immer größer. In Brandenburg legte zunächst der durch Salomo verdächtige Jakob ein umfassendes Geständnis ab. Er war augenscheinlich ein ganz feiger Mensch, der, um sein eignes Geschick möglichst zu mildern, nicht vor der Anschuldigung zahlreicher Glaubensgenossen zurückzuckerte. Wes Geistes Kind er war, zeigte er schon vor der „peinlichen“ Befragung. Nachdem er nämlich eine Nacht im Gefängnis gewesen, ließ er den Brandenburgischen Bürgermeister Bellin zu sich rufen und erzählte eine Räubergeschichte, wie ihm in der Nacht die Jungfrau Maria mit all ihrer Herrlichkeit erschienen sei, er wolle deshalb zum Christentum übertreten. Das half ihm aber nicht an der Folter vorbei. Er bekannte nun, das ihm übersandte Hostienstück zusammen mit einer Anzahl anderer namhaft gemachter Juden, worunter seine beiden Söhne und der Rabbi Sloman, gestochen zu haben. Den neubeschuldigten fünf Personen suggerierten wiederum die Folterwerkzeuge das erforderliche Geständnis, dem Rabbi Sloman sogar ein solches, das den Kreis der Angeklagten um nicht weniger als 24 Personen erweiterte. Er gestand nämlich, das Hostienstück von Brandenburg nach Osterburg gebracht zu haben, wo es bei einem jüdischen Hochzeitfest mit Messern und Pfriemen gestochen worden sei und „mildiglich“ Blut von sich gegeben habe. Demgegenüber waren die in Stendal erzielten Resultate mager. Hier kompromittierten Salomo Heller und Marcus „bloß“ vier Personen. Auch hier sollte aus der Hostie „mildiglich“ Blut geflossen sein.

Somit waren schon im ganzen 36 Juden wegen eines todeswürdigen Verbrechens so gut wie verurteilt; denn auf der Sakraments-Schändung stand die Strafe des Scheiterhaufens. Der rasende See der Volkstrotz verlangte aber noch mehr Opfer. Mit der Hostienentweihung war nicht noch mehr zu erzielen; so mußte denn ihr alter Gefährte, der Ritualmord, herbeiführen. Es scheint beinahe, als wenn man in Berlin, wo die Hostien-Schändung keine Opfer gefordert hatte, zuerst auf die Suche nach Blutmorden und Blutmördern gegangen wäre. Wenigstens wurde hier das erste deraartige Verbrechen entdeckt, oder wie Zweifler an der Richtigkeit und Gerechtigkeit des ganzen Verfahrens sagen werden, erfunden. Kinder wurden nämlich nirgends vermißt, und wie man keine Namen von Schlachtopfern wußte, keine Belastungszeugen aufstreiben konnte, so blieben auch über das Wie, Wann und Wo die Götter gänzlich stumm, bis man wieder die probate Ueberredungskunst der Folterwerkzeuge in Arbeit treten ließ, um die Mörder der unbekannt-

er Kinder zum Geständnis zu bringen. Da stellte sich denn z. B. heraus, daß sieben Berliner Juden vor ungefähr neun oder zehn Jahren ein dreijähriges Christenknäblein von einem fremden Christen mit langem Parte für 10 Gulden gekauft, das Kind in einem Keller auf den Tisch gelegt, mit Nadeln nach den blutreichsten Adern gestochen und ihm zuletzt durch Schlächter Jakob abschneiden gelassen hatten. Ein Mädel Blut wurde dabei abgezapt. Ähnlich sind zu Werben und Osterburg Ritualmord verübt worden, in Brandenburg gar zwei dergleichen. Auf die Frage nach dem Motiv der Morde erwiderten die Gefolkerten, sie bräuchten das Blut unschuldiger Christenkinde gegen ihre Krankheiten, namentlich Fluß. Der rote Lebenssaft sei für sie so notwendig, daß sie ihn mit Paradiesäpfeln, Ingwer und Honig einmachten, um ihn zu konservieren. Auch würden sie durch den Genuß des Blutes grimmiger gegen die Christen, die sie möglichst ausrotten wollten. Im ganzen wurden 37 Juden des Kindermordes beschuldigt, 21 davon gleichzeitig der Hostien-Schändung.

Nun eine stattliche Zahl von Sünderböden beisammen war, die zur vorläufigen Befriedigung des gegen die Juden aufgestachelten Hasses dienen konnten, ließ Kurfürst Joachim sämtliche Verdächtigen, im ganzen gegen hundert, nach Berlin bringen, wo sie summarisch abgeurteilt werden sollten. Die Justiz arbeitete damals schnell. Am 19. Juli 1510 war man schon so weit, daß der Stab über den Schuldigen gebrochen werden konnte. Im ganzen wurden 41 Juden zum Feuerode verurteilt, was der Scharfrichter den Schaustüßigen mit den Worten mitteilte: „Dieweß die bößhaftigen schnoden verstockten juben ire bößhandlung auch zu mehrmalen außserhalb und vor gericht bekant, darumb soll man sy zu pulser verbornen, damit all andern ein beßpil sein, solche ubelthat furder mer nicht zu begynnen.“ Bei Paul Fromm trat die Verschärfung ein, daß er auf dem Wege zur Richtstätte mit glühenden Zangen gezwickt werden sollte, bei zwei zum Christentum übergetretenen Juden die Milde- rung, daß sie zum Tode durch das Schwert begnadigt wurden. Der Urteilsverfälligung, die auf dem großen Plage vor der Marienkirche stattfand, schloß sich die Hinrichtung alsbald an. Auf dem Hochgericht an der Stelle, wo heute die Große Frankfurter- und die Weberstraße zusammentreffen, fand der Schlußakt des Dramas statt.

Damals gab es noch Richter in Berlin, die den blindwütigen Fanatikern des Ritualmordglaubens Genüge leisten konnten. Die Geschichte freilich beurteilt das Berliner Urteil von 1510 als einen Justizmord, als den schrecklichsten Akt einer systematischen Judenverfolgung. Mit der Verbrennungsszene des 19. Juli war nämlich die Sache noch nicht erledigt. Noch saßen 60 Juden in Gefängnis, denen beim besten Willen nichts anzubauen war. Man ließ sie jezt los, aber unter Konfiskation ihres Besitzes und Ausweisung aus dem Lande. Dasselbe Schicksal der Vertreibung aus der Mark widerfuhr gleichzeitig sämtlichen andren Juden. In dem Prozeß war in der „Rein“ eingestanden worden, daß sämtliche Juden eines Territoriums zum Ankauf von Christenkindern fürs Passahfest Geld zusammenzuschüssen. Daher behandelte man sämtliche Juden als Mitschuldige an dem Verbrechen des Ritualmordes. Das war aber nur logisch, wenn man nun einmal über alle Bedenken sich mit dem Revert des Patriarchen in Lessings „Nathan“ hinweghaß: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt.“ — x. y.

Kleines feuilleton.

en. Der Schnupfen in wissenschaftlicher Beleuchtung. Die meisten Bezeichnungen für Krankheiten entsprechen einigermaßen abgegrenzten Begriffen. Eine Ausnahme davon aber macht gerade eins der verbreitetsten Leiden, das schon dadurch besonders kränkend wird, weil es nicht als Krankheit respektiert und gar oft dem Spott überliefert wird, nämlich der Schnupfen. Man kann die Frage, was der Schnupfen eigentlich ist, jedem Beliebigen vorlegen, sogar jedem Arzte, man wird keine Antwort darauf erhalten, die über ziemlich allgemeine Redensarten hinauskommt. Daß der Schnupfen eine entzündliche Schwellung der Nasenschleimhaut in Verbindung mit einer daraus sich ergebenden Absonderung darstellt, ist allerdings sicher, giebt aber keine Definition des Leidens, von der man nach den Grundfähen der heutigen Wissenschaft doch gleichzeitig eine Aufklärung über die Entstehung der Krankheit verlangt. Sehr verdienstvoll sind daher die Ausführungen von Dr. Löhnberg in Hamm, der in einem Aufsatz der „Wiener klinischen Rundschau“ einige Ordnung und richtige Beleuchtung in die verwirren Ansichten über den Schnupfen zu bringen versucht. Wenn der Laie schlechthin vom Schnupfen spricht, so meint er damit jene schon näher bezeichneten Erscheinungen, die für den Arzt in den meisten Fällen nur als Symptome wichtig sind. Ob ein solcher Schnupfen von einer Verstopfung der Nase durch Polypen oder von einer Entzündung ihrer Schleimhaut etwa durch giftige Dämpfe oder von noch andren Ursachen herrührt, bleibt gegenüber der Thatsache des Schnupfens selbst nicht unbeachtet. Auch der Unterschied zwischen dem alten Schnupfen und dem durch Monate und Jahre anhaltenden Stöpschnupfen ist ein ungreifbarer. Was die Entstehung betrifft, so begnügt man sich, ergeben in sein Schicksal, gewöhnlich mit der vermeintlichen Einsicht: Ich habe mich erkältet, und fügt damit zu der ganz ungewissen Benennung der Krankheit die Annahme einer ebenso unbestimmten Entstehungsursache. Dr. Löhnberg sagt geradezu, daß der gewöhnliche Schnupfen überhaupt keine Krankheit an sich sei, sondern nur ein Sammelname oder eine Art von Familienname für eine ganze Anzahl verschiedener

Krankheiten und weist im Besonderen darauf hin, daß es eben aus diesem Grunde, wie der Heilkunde oft vorgeworfen wird, auch kein Heilmittel, noch eine erprobte Behandlungsweise gegen den Schnupfen oder, wie man in Norddeutschland mit einem beinahe ebenso unnützen Wort sagt, den „Katarch“ geben könne. Für die wissenschaftliche Beurteilung des Schnupfens wird es am meisten darauf ankommen, ob es ein besonderes Schnupfengift giebt das heißt irgend eine Ansteckung von außen her, vielleicht durch einen eignen, noch nicht bekannten Bacillus, der für einen Ausbruch des Schnupfens verantwortlich zu machen wäre. So lange dafür der Nachweis noch nicht erbracht ist, wird man diese Vermutung auch von der Betrachtung ausschließen müssen. Durch schädliche Dämpfe, z. B. von Säuren oder auch durch Straßenstaub, ferner durch Blütenstaub von Pflanzen (Heuschnupfen) kann das Leiden mit seinen gewöhnlichen Erscheinungen zweifellos verursacht werden. Wahrscheinlich aber ist eine derartige Veranlassung des Schnupfens gar nicht so häufig und jedenfalls viel seltener, als gewöhnlich angenommen wird. Am öftesten wird ein Schnupfenanfall nur die Verschlimmerung eines chronischen entzündlichen Zustandes, der Nasenschleimhaut sein. Wo ein dauernder Katarch vorhanden ist, kann und mag von Zeit zu Zeit ein Schnupfen eintreten, ohne daß eine Einwirkung von außen her wie eine Erklärung statgefunden zu haben braucht. Von hervorragender Wichtigkeit nach den Erfahrungen von Dr. Löhnberg ist der Einfluß des Nasenraums und der zahlreichen Höhlen und Nischen in dessen Umgebung, namentlich auch der Mandeln. Es ist gar nicht anzunehmen, daß Kinder an sich häufiger zu Erkältungen neigen als Erwachsene, und wenn sie wiederholt den Schnupfen bekommen, so ist dadurch immer der Verdacht einer entzündlichen Erkrankung der Mandeln oder im Schlundlopf gegeben. In Verleennung dieses Zusammenhanges wird zweifellos überaus oft eine falsche Behandlung eingeleitet. Sodann kommen die Entzündungen der Höhlen in der Nachbarschaft der Nase in Betracht, namentlich der Kieferhöhlen und der vorderen Zellen des Sieb- oder Riechbeins. Ein bekannter Arzt hat behauptet, daß Entzündungen in den Luftwegen fünfzehnmal häufiger an toten als an lebenden Personen gefunden wurden, und dieses Mißverhältnis würde den Beweis liefern, daß diese Erkrankungen in der Mehrzahl der Fälle unentdeckt bleiben. Alsdann kann mancher Schnupfen, der durch sie veranlaßt wird, auf unerklärliche Weise eintreten, dem Bitterungseinfluß zugeschrieben und einer ganz falschen Behandlung unterworfen werden, weil eben die wahre Ursache nicht zu Tage tritt. Die Erklärung eines Schnupfenalles kann also niemals auf andrem Wege als durch eine möglichst genaue Untersuchung der Nasenhöhle und ihrer Nachbarschaft gegeben werden, und man muß sich vor allem hüten, allzuviel Gewicht auf die äußere Ansteckung und auf die Bedeutung der sogenannten Erkältungen zu legen, womit ja nicht gesagt werden soll, daß man sich vor diesen beiden Einflüssen nicht auch in Acht zu nehmen hat. Die Schnupfenmittel, die vielleicht in diesem und jenem Falle sehr gut helfen, werden aus dem gleichen Grunde niemals eine Abhilfe in allen Fällen bringen, weil es eben auf die Beseitigung verschiedener Ursachen ankommt, die nicht alle derselben Behandlung weichen. Ein Universalmittel gegen den Schnupfen finden zu wollen, ist ebenso unsinnig, wie die Suche nach einem allgemein wirksamen Mittel gegen Kopfschmerzen.

Archäologisches.

k. Wichtige archäologische Funde in Palästina. Ueber die bisherigen Ergebnisse der Ausgrabungen, die an der Stätte des alten Gezer vom „Palestine Exploration Fund“ unternommen werden und die reiches Material zur ältesten Kulturgeschichte Palästinas zu Tage fördern, berichtet der Leiter derselben, Stewart Macalister, im „Athensaeum“ folgendes: „Die ersten drei Monate der Ausgrabungen in Gezer sind jetzt zu Ende. Der Erdwall ist ein niedriger Hügel von etwa einem Kilometer Länge, mit einer größten Erdanhöhung von 18 Fuß. Sein moderner Name ist Tell-er-Jezari; Professor Clermont Canneau hat festgestellt, daß die Stätte mit dem biblischen „Gezer“ identisch ist. Die Ausgrabungen haben die aufeinander liegenden Heberreste von vier Besitznahmen, die erste wahrscheinlich neolithisch, die andern drei aus der Bronzezeit, offenbart. Die Stadtmauern der drei oberen sind festgestellt worden; jede folgende Mauer liegt außerhalb der vorhergehenden. Die älteste ist ein kunslofer Erdwall, innen mit einer vertikalen, etwa 2 Fuß dicken Steinmauer und außen mit einer flachen Abdachung; die späteste ist ein prächtiger, 14 Fuß dicker Bau mit massiven, vorspringenden Türmen. Wiederherstellungen und Aenderungen haben die architektonische Geschichte dieser Mauer ziemlich verwickelt gemacht, und sie ist noch nicht ganz ausgearbeitet. Unter den wichtigsten Ergebnissen müssen zwei Bestattungshöhlen erwähnt werden, die ein Licht auf die Bestattung der Toten im alten Palästina werfen. Die erste war ursprünglich wahrscheinlich von den neolithischen Bewohnern als Krematorium ausgehöhlt worden; man fand große Mengen verbrannter menschlicher Knochen darin. Die Höhle war dann in der Folge von Leuten, die keine Leichenverbrennung übten, zum Begräbnisplatz umgewandelt, und die Reste ihrer Toten fand man über den verbrannten Knochen liegend. Eine wissenschaftliche Prüfung der Knochen hat ergeben, daß diese Leichen von einem semitischen Volke stammen, während die verbrannten präsemitisch sind. Die Leichen wurden ohne Rücksicht auf Haltung oder Lage nach dem Osten zu hingelegt oder vielmehr ge-

worfen, wobei im ganzen die zusammengezogene Stellung die gewöhnlichere war. Einige Leichen, wahrscheinlich solche von bedeutenden Personen, waren an die Seite der Höhle gelegt und durch Steineinfriedigungen von den übrigen getrennt. Bei den Leichen fand man viele wertvolle Geschirre und andre Töpferwaren. Die zweite Höhle war ursprünglich eine Cisterne gewesen und zur Aufnahme von 15 Leichen umgewandelt worden, die (wie in dem vorigen Fall) achtflos auf den Fußboden gelegt waren.

Alle Leichen waren von Männern, ausgenommen die eines etwa vierzehnjährigen Mädchens, die unterhalb der Rippen entzwei geschnitten war; die untere Hälfte befand sich nicht in der Höhle. Bei diesen Ueberresten lag die schönste Sammlung von Bronzewaffen, die man bis jetzt in Palästina gefunden hat. Ein großes rechteckiges Bad, das wahrscheinlich zur Reinigung bestimmt war, ist auf der vierten Schicht gefunden worden; roh gepuzte Treppentufen führen zu ihm. Gegenwärtig konzentriert sich die Thätigkeit auf einen prächtigen megalithischen Bau, der zum Teil bloßgelegt ist. Es sind drei imposante Monolithen, etwa 14 Fuß hoch und 3 zu 2 Fuß breit, die auf einer steinernen Plattform stehen, und kleinere Monolithen dazwischen bloßgelegt. Das Vorkommen von Krügen mit Rinderknochen (einige verkohlt), die unter einem unmittelbar daran stoßenden Pflaster beerdigt sind, weist darauf hin, daß wir es mit einem Tempel zu thun haben, in dem Menschenopfer üblich waren. Bis jetzt sind keine datierbaren Gegenstände gefunden worden, mit Ausnahme von Skarabäen und Krughenkeln, die Eindrücke der Skarabäenmuster tragen. Diese gehören alle dem Mittelkönigreich an, der Zeit 2000 v. Chr. Sie sind fast alle mit der Epoche der dritten Besitznahme verbunden. Der Erdwall ist sehr reich an Thon- und Bronzearbeiten und wird sicher höchst wertvolles Material für die Kulturgeschichte Palästinas liefern.“

Humoristisches.

— Uebernatürlich. Radfahrer (welcher Gummitwaden kaufen will, zum Verkäufer): „Hauptfache ist größte Naturähnlichkeit.“

Verkäufer: „O, die sind ganz natürlich, kürzlich hat ein Herr, welcher die gleiche Sorte fährt, nach einer größeren Tour sogar Wadenkrämpfe darin bekommen!“

— Des Meeres und der Liebe Wellen. A.: „Wer ist denn dort jene Dame mit den üppigen Formen?“

B.: „Das ist die Frau Tempel, eine gefährliche Schwimmerin, die hat ihren Mann auf die Weise bekommen, daß sie ihn auf den Rücken nahm, mit ihm weit hinaus in die See schwamm und dann sagte: „Entweder — oder!...“

— Auf dem Wege zur Turnstunde. Dunkel: „Au, mei Reeschen, wo willstest denn hingehen?“

Röschen: „In de Dornstunde, Dunkel.“
Dunkel: „Ei Herrjeses, da bist de ja e Dornreeschen!“ — („Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Die Freie Volksbühne bringt als dritte Vorstellung Shakespeares Lustspiel „Was ihr wollt“.

Die Premiere von Strindbergs „Mausch“ im Kleinen Theater ist auf den 13. Oktober verschoben worden. Bereits gelöste Eintrittskarten werden an der Kasse täglich von 10 bis 2 Uhr umgetauscht.

— Hermann Wahrs Lustspiel „Die Wienerinnen“, das Mitte Oktober im Berliner Theater in Scene geht, wird in den Hauptrollen mit Arthur Behrln, Jenny Rauch, Hilda Hofer und Fräulein Taliansti besetzt sein.

— Sudermanns „Reiherfedern“ erzielten bei ihrer ersten Aufführung am Wiener Burgtheater nur einen außerlichen Erfolg.

— Gustav Falke hat ein fünfsäktiges Märchenpiel „Puhi“ geschrieben, das zur Weihnachtszeit im Meininger Hoftheater in Scene gehen soll.

e. Das nördlichste Theater der Welt ist kürzlich in Dawson City (Alaska) eröffnet worden. Es werden Schauspiele und Opern aufgeführt. Der Eintrittspreis (Stehplatz) beträgt nur — 40 M.

— Fritz Steinbach, der Dirigent der Meininger Hofkapelle, ist von der städtischen Kommission für musikalische Angelegenheiten in Köln an Stelle des verstorbenen Franz Willners zum Kapellmeister des Konservatoriums und zum Leiter der Gürzenich-Konzerte vorgeschlagen worden. Die Wahl muß noch von der Stadtverordneten-Versammlung bestätigt werden.

— Die Brunsbilsche Galerie wird Ende November im 1. 1. Versteigerungsamte in Wien verauktioniert werden; die Sammlung enthält Gemälde französischer, holländischer und deutscher Künstler aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert.

— Ein Seismograph wird dieser Tage in einer Tiefe von 1100 Metern in einem Stollen des böhmischen Bergamts Pribram aufgestellt werden. Es wird hierdurch zum erstenmal ermöglicht sein, korrespondierende Beobachtungen über die Wirkung von Erdbeben unter und über der Erde anzustellen.